

11) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Im dünnen Gezweig knackte es — Rehe waren das nicht! Wieder das Lachen — und jetzt —

„Haalt!“ schrie es hell.

Ein Rudel junger Weiber sehten aus dem Dickicht und verstellten den Weg.

Peter sah verblüfft drein.

„Helao“ lachte die wilde Tina, „hei gitt et Wegzoll bezahlt, elweil fein mir de Sperrbarriär!“

Sie sahten einander an den Händen und bildeten eine feste Kette, die Tina, die Leis, die Brun, das Kettchen, das Kettchen, die Villa und noch ein paar Halbwüchsige, in Röckchen, die gerade bis unter's Knie langten.

Mit ihren bloßen Füßen, die gebräunt von der Luft, beschmüht vom nassen Moos, zerkrakt vom Reißig waren, trippelten sie ungeduldig; sie schrien alle: „Sperrbarriär! Bittchen, helao, Bittchen, wat zaohlst?“

Er suchte sich geschwind an der Seite vorbei zu stellen.

„Hei gitt et net strawäht (strawähen: weglaufen, herumstreichen)!“ Tina hielt ihn fest.

Sie ließen ihn nicht durch, drohend ragten die Fokten mit den quergelegten Reißigbündeln über ihren Köpfen.

„Loast mech dorch, Ihr Rädercher!“

Ein vielstimmiges: „Nä!“

„Wat wollt Ihr dann?“

„Wegzoll! Dau moßt zaohlen, zaohlen!“ Wieder die vielstimmige Antwort. Sie lachten und drängten sich um ihn her und hoppelten und reckten sich an ihm in die Höhe.

Kein Durchkommen. Was sollte er machen, er konnte sich doch nicht mit Gewalt befreien?“

„Wegzoll,“ lachte Tina, „dau könnst net ehuder dorch!“

„Net ehuder, nä, nä“ schrie der Chor.

Scherzend riß Miffert Tina an sich.

„E Küßhaje,“ rannete sie ihm zu.

Lachend ließ sie sich küssen, und lachend küßte Peter weiter, eine nach der anderen nahm er beim Kopf; kreischend und doch willig ließen sie sich's gefallen, der stille Wald hallte wider von den juchzenden Mädchenstimmen.

Weg war die bange Einsamkeit. Peter schätzte, je toller, je lieber, die warmen Lippen hatten ihn ganz veranocht. Ganz benommen fortsetzte er weiter — es dunkelte hier innen schon — nun fiel ihm die Zeih wieder ein.

Tina war hinter den anderen zurückgeblieben, er hörte ihr Leises: „Pst, pst!“ Sie winkte ihm.

Er that, als ob er's nicht sähe. — Ein andermal gern, aber jetzt hatte er Eile. Er setzte sich in Trab — Donnerwetter, da kamen noch welche! Waren denn heute alle Weiber auf den Weimen?!

Er wollte sich feilwärts unter die liebhängenden Äste drücken — umsonst — sie hatten ihn schon gefehn. Die Steffes mit ihren harmlosen Augen konnte anschauen, scharf wie ein Falke, die Kathrine Denzborn nicht minder, und die Traut erst recht. Auch noch ein paar andre waren dabei — Himmel, so viel Weiber!

Sie kamen seinem Gruß zuvor, ihre Blicke hingen an ihm.

„M'lowend“, nickte er herablassend und wollte weitergehen.

Sie hielten ihn an, jede hatte was mit ihm zu sprechen, eine immer dringender als die andre.

Er kam nicht los, grob konnte er doch nicht sein! Als sie sich endlich trennten — schon war er ein paar Schritte fort — da drehte sich die Traut noch einmal um: „Hä, Bittchen! Hä!“

Und hinter der Traut lief wieder die Steffes drein.

„Uff ein Wort, Bittchen! Ech moß Eich ebbes saan, Bittchen!“

Da gab er Fersengeld.

„Hä! Hollah, Bittchen! Wart ebbes — haalt!“

Da rannete er in den Wald hinein, was hast du, was kannst du. Hinter sich hörte er das Rufen der Weiber; mischte sich nicht jetzt auch Tinas Stimme darein? Lachen, Schreien, nun laufende Tritte!

Er verließ den Weg und sprang über den Graben, quer

(Nachdruck verboten).

durchs Unterholz, daß dürres Reißig knatte und krachte und überhängende Zweige ihm ins Gesicht stachen.

Es peitschte ihn mit Ruten; er rannete, daß ihm der Schweiß ausbrach.

Immer glaubte er rasende Stimmen zu hören. Wie mit Armen griff es nach ihm, heißer Atem blies ihm ins Genick, Röcke rauschten und raschelten — hochatmend hielt er endlich inne. Ach, das war ja nur der Buchenwald, der rauschte so!

Erleichtert sah er um sich. Das Tannendickicht hatte nun ein Ende; unter den grünen, lustigen Bäumen war's weit heller, sanftes Licht floß an den glatten Stämmen nieder, und die Blätter regten sich kraulich flüsternd im Abendwind.

Er suchte den Weg wieder auf, rückte den Rock zurecht und schlenkerte die Mühe aus, Tannennadeln und dürre Zweiglein hingen daran.

Kam die Zeih denn noch nicht? Er hatte sich verspätet, aber sie scheinbar noch viel mehr. Der würde er aber einen schönen Empfang machen, die Lust sollte ihr vergehen, sich so spät im Wald herumzutreiben!

Da war ja der Kaisergarten — da zweigte der Weg nach Großlittgen ab, und da unter dem Trupp himmelhoher Fichten, die abgegrenzt mitten im Buchengrün sich heben, steht die Moosbank, so recht im Versteck für Liebespaare.

Er suchte. Ein Chaischen war quer über die Straße gefahren, der braune Gaul mit hängenden Zügeln rupfte friedlich die Gräser am Grabenrand ab. Waren das nicht Pferd und Wägelchen vom Gastwirt Paulty zu Oberkeil? War der hier?

Leises Kinderweinen schlug an sein Ohr — war das nicht das Josefchen? Zwischen den Stämmen blinkerte eine Uniform. Wer war da?

Jetzt Lachen — das war die Zeih!

Mit einem Satz war er unter den Fichten. Wichtig, die Zeih sah auf der Moosbank und neben ihr — traute er denn seinen Augen recht? — neben ihr sah gemütlich der schöne Gendarm von Oberkeil!

„Zeih!“ Er rief es so laut, daß der friedliche Gaul einen Satz machte, und das Josefchen gellend aufschrie.

„Oho, der Herr Gemahl,“ sagte der Gendarm und legte höflich die Hand an den Helm. In seinem vollwangigen Misch- und Blutgesicht vertieften sich zwei Grübchen. Er hatte nicht umsonst bis zuletzt als Unteroffizier bei der Garde in Berlin gestanden, er wußte, daß man gegen die Männer hübscher Frauen artig zu sein hat, und wären es auch die größten Lumpen und Viederjahne.

„Na, Herr Miffert!“ Er rückte in die Ecke der Bank und legte das Seitengewehr über die Knie. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Nä,“ sagte Bittchen kurz. „Komm Zeih!“ Er sah sie zornig an; sie schien das gar nicht zu bemerken; unständlich nahm sie von dem Gendarm Abschied und lächelte ihn an, die Lippen dabei spitzend, daß ihr Bittchen am liebsten einen Schlag darauf gegeben.

„Merci, merci, Hähr Schandarm, et war e su freindlich, dat Se mech metgeholt haon! Bittchen, bedank dech aach ehs. Dän Hähr Schandarm waor zo Manderscheid, hän haot mech invitirt, met uf dem Wägelche redur zo fahren. Duh haon ech et komod gehaot!“

Sie lachte vergnügt.

Peter sagte kein Wort.

Der Gendarm erhob sich und steckte zwei Finger hinter den mittleren Brustknopf der Uniform. „Ach hab's Ihnen schon gesagt, wenn Sie den Umweg über Großlittgen nicht scheuen, schöne Frau, können Sie auch noch weiter mitfahren. Habe da noch Wichtiges zu thun; unser einem wird zu viel aufgepackt, keine Minute Pause, strammen Dienst bis zum späten Abend. Für mein schweres Geld hab ich mir den Wagen von Paulty genommen, nur um keine Zeit zu verlieren.“ Er gab sich ein sehr wichtiges Aussehen.

Lucia sah ihn mit offenem Mund bewundernd an.

Er machte eine einladende Handbewegung: „Steigen Sie nur auf, schöne Frau!“ Zu Bittchen sprach er mit Vönermiene: „Für Sie ist auch noch Platz, Miffert!“

Peter schielte ihn von unten herauf an. „Wilste met de großen Sähren Kerfchen äßen, maach, dattste de Steiner net an dän Kopp kriegst — nä, merci!“

„Was wollen Sie damit sagen?“ Der Gendarm verstand den Dialekt noch nicht und witterte immer gleich eine Verhöhnung der Obrigkeit. Er versuchte seinem harmlosen Knabengesicht einen martialischen Ausdruck zu verleihen und zirkelte den Schnurrbart aufwärts, „Nanu, was wollen Sie damit sagen?“

„Reist!“ Pittchen sah ihn unbefangen, etwas blöde an, aber in seinem Innern lodte es: Wart, Dir spiel ich auch mal einen Boffen! „N. Nowend!“ Er zog Zeih unwiderstehlich mit sich fort.

„Lappert,“ brummte der Gendarm, als er ihnen nachsah; „Lappert“, das war ungefähr das einzige Eiferische, was er bis jetzt gelernt; es war gleichbedeutend mit dem hochdeutschen „dummes Luder“ und wurde hier bei den dämlichen Bauern mit Vorliebe von ihm angewendet.

(Fortsetzung folgt.)

Münchener Naturbrief.

Salvatorfriede!

Seit Menschengebenden hat unser gutes München keine anderen Revolutionen durchzumachen gehabt, als solche des Bieres. Und da mußte es sich schon um einen ganz außerordentlichen Bierfall handeln! Die letzten Jahre standen unter dem Zeichen des „Salvatorfriedes“. Das mehrhundertjährige Monopol des „Zacherlbräus“ war gefährdet: der „Petuel“ hatte angefangen, ebenfalls „Salvator“ zu schänken, und andere thaten es ihm nach. Das war zu viel. „Zacherl“ berief sich auf seine Rechte und Rechtsanwälte; jahrelang lebten mehrere Advolaten nur vom Salvatorbier. Nun ist der Sieg errungen, das Salvatormonopol gerettet, und in neuem Glanze strahlt, brant und wirkt der „Zacherl“ mit seinen nunmehr vier Namen, als da sind (wenn ich sie recht wiederbebe): „Paulanerbrauerei (zum Salvatorfeller),“ vormals Aktienbrauerei Gebrüder Schmederer (Zacherlbrauerei)“. Allerdings ging es nicht ohne einiges Bluten ab, das in Form eines Geldsimmchens dem „Petuel“, der strittigen „Salvatorbrauerei“, jetzt „Braueri Schwabing-München“, zu gute kam.

So konnte ich denn wieder einmal in meine liebe Stadt an der Isar einziehen und hoffen, die Isar-Albener für neue Ideen von mir zu gewinnen. Aber da kam ich schon an. Ob ich denn geschlafen hätte, hieß es — ob ich denn meinte, daß irgend etwas wichtiger sei als die Geschichte vom Umfall des Centrums im Rathaus und vom „Papa Leib“?! Die jüngste Wahl der Münchener Gemeindebevollmächtigten hatte den Liberalen und Socialdemokraten eine vereinigte Majorität von insgesamt 34 Stimmen gegen die 24 Stimmen des Centrums eingebracht. Als nun die Sieger den Besiegten das Zugeständnis von zwei magistratsrätlichen Stellen machten, die mit gemäßigten Schwarzen besetzt werden sollten, ließen die Gegner von ihrer Forderung dreier, nach eigener, schärferer Wahl zu besetzender Magistratsräte nicht ab und — machten „Obstruktion“. Nicht im lampfeschigen Sitzungssaal oben, sondern mitten im kühlen Ratskeller marschierte die Obstruktion auf — unter der schönen Devise: „Papa Leib zahlt alles!“ Und die ultramontanen Parteiblätter verkündeten den Kampf bis aufs Messer; sie thaten es zweifellos aus erster Hand, und das ganze Glück des Salvatorfriedens schien fortgeblasen von dem Sturm der schwarzen Empörung. Und am selbigen Tag, als München erzitterte unter dem Drohen einer Ratskeller-Revolution, da wandten die schwarzen Gestalten treppaufwärts in den Sitzungssaal und verkündeten, daß ihre heiligen Pflichten . . . usw. . . usw. . .

Der Umfall war geschahn. Die Parteipresse war „g'schlenkt“. Die Entschuldigungs-Versammlung fand statt, mit der Umkehrung eines alten Bauernspruches: „Schlau san mir scho“, aber dumm san mir an!“ Und neuer Salvatorfriede weht um die Mariensäule vor dem Rathaus . . .

Gern hätte ich meine kalten Füße in einer geheizten Trambahn gewärmt; aber da hätte ich bis Belgrad oder wenigstens bis Nürnberg reifen müssen — München und Berlin sind für so etwas zu sehr Großstadt. Besser gieng mir schon im „Apollo“ bei der Sing-spielhalle Welsch. Wie wurde mir da warm um Herz und Fuß, als die göttliche Strophe kam: „Soll mer's glaub'n, daß a' Gans is größer als a' Taub'n? Soll mer's glaub'n?!“ Und als ich erst hörte, daß der löbliche Magistrat einmal eine sehr ernste, eine sehr öbliche Kaiserliade begangen, indem er 13 000 Markln spendete, um das liebe alte Marionetten-Theater des lieben alten „Papa Schmid“ aus seiner einsamen Wüstengegend hereinzuholen in die Anlagen an der Blumenstraße und dort in neuer Pracht erstehen zu lassen: da hörte ich auf, an München zu verzweifeln, und fuhr gehobenen Herzens in einem neuen „Tramkar“ (auf deutsch „Dummbus“) zu einem meiner ältesten, aufrichtigsten und kenntnisreichsten Freunde, um ihn und seine Weisheit für meine Ideen zu gewinnen. Aber ich traf ihn weder zu Hause an, noch beim Pichor, noch auch im neu hergerichteten, mit einem Wald secessionistischer Pflanzenstengel ausgestatteten Hofbräuhaus. Endlich beim Spaten fand ich ihn. Still wie immer,

Nun war's mir vor allem darum zu thun, mich in seinen Bier-ängeln vor einem Verdacht zu bewahren: nämlich vor dem, ich wolte einen „Münchener Kunstbrief“ schreiben. Da hätte ich ihn vielleicht gar in die Finalothel oder in die Schadothel oder in eine Seceffion mitgeschleppt, und das könnte selbst eine gute Münchener Freundschaft erschüttern. „Rein, mein Lieber“, begann ich, als mich drohende Schatten auf seinem Antlitz besorgten machten: „fürchte Du keinen Kunstbrief! Bleiben wir bei der Natur! Du ahnst kaum, in welsch' großer Mission ich hier bin. Es handelt sich um nichts weniger als um den Aufbau einer ganz neuen Wissenschaft, die entdeckt zu haben ich so glücklich bin und die auch schon einen Namen hat: den Namen der „Städtepsychologie“. Ich will nämlich“, fuhr ich fort, „den geheimsten Fäden nachspüren, die sich zwischen den Menschen und den Häusern einer Stadt, zwischen ihren Sitten und ihren Straßen, zwischen ihrer Kunst und ihrem Bier hin und her spannen; will den U-Elementen ihres physischen Mikrokosmos und ihres psychischen Mikrokosmos bis in ihr tiefstes Intere dringen, dorthin, wo ihr transzendenter Kern —“

„Ob'st glei aufgehört, Du Quadratrad?“ unterbrach mich mein Freund mit seinem höflichsten Münchenerisch. „Dö Lalli von der Zeitung wer'n halt nie g'scheidt! Jetzt sag' mir vor allem amal, wo'st denn herkamst und wo'st denn eigentli' g'wes'n bist? Bei die Wuiden oder unter zifflirte Menschen? Woast, mir scheint gar, Du spinnst! Was is denn jetzt dös wieder für eine neue Bierfort'n, mit der 'st da unanander fahst, deine Städteripo — oder wie der Dreck hoast? Du Loatwoag, du auszog'ner! Mir hab'n halt unsre Professoren und unsre Kunstmaier und unsre Bierkni und unsre Eis-maschinen und unsre elektrischen Trambahna und uns'r „Vaterland“ vom Dr. Sigl; — was brauchen mir a' Städtepsychologie?! Oder wilst eppa gar an Münchener Kunstbrief schreib'n? Da kann i Dir glei' das billigste Recept dazu geb'n. Mit unsrer Kunst ist dös oane ganz einfache G'schicht: erst hab'n mir den Stil von der Bier-renaissance g'habt, und jetzt hab'n mir den Stil von derer Biermoderne. Dös is die ganze Kunstg'schicht von der Münchner Stadt! — Und von Augsburg aa“, fuhr mein Freund nach einer Stärkungspause fort. „Du kennst ja die alte Ned': Wenn man in München gut speisen will, muß man nach Augsburg zu den „Drei Mühren“ geh'n. Jetzt hab'n s' auch die alten „Drei Mühren“ so a la Seceffion ansq'mal'n, daß si' der Kaiser Karl der Fünfte im Grab auf die andre Seit'n legen muas. Mir war's g'ma!“

„Nun lieber Fremd, ich bin ja ganz zufrieden mit den Beiträgen, die Du mir da zu meiner neuen Wissenschaft giebst. Möchte nur jeder so —“

„Moanft vielleicht, sie wer'n Dir oane neue Universität baun für Deine Hatzschilage? Gar jetzt, wo s' dös neue Wagnertheater baun, als ob s' am Schmederer seinem „Schauspielhaus“ und am Direktor Stollberg no nüt g'ma hätt'n?! Geh sei' z' wem'st' wilst; wenn er Dir nüt oane einhau, nachher wißt bei an jed'n seg'n: der is nüt von Gebenhausen, sondern von Vertröstelsbrud! Da giebt's höchstens no' zwoa Weg': entweder gehst zu Rebewegierung am Färberggrab'n, zu dö „Neuesten Nachrichten“ (aber da muast ausdrückli' sag'n, daß D' nüt vielleicht an unabhängiger Redacteur wer'n willst, sunst fliegt glei' als an Ung'sederter auf!), oder Du gehst hoamli zum Spatenbräuer. Da tragt Dein Anliegen vor, und Dö wer'n scho' wissen, was s' Dir für an' Hansl einhau'n soll'n. Die wau'n si' d'rankriag'n kannt, nachher is' m'r recht. Gelt, da spannst? So, da hast mein' quaten Rat, und jetzt laß mir mei' Muas; i' hab g'ma g'redt, und s' is' extra schad um dös süßige Bierl da!“

Ich schwieg und befolgte das alte Münchener Gebot: „Halt nur ei' Maß in allen Dingen!“ Als ich dann aber am traulichen Isarstrand heimwärts gieng, da war's mir, als spotteten mir tausend Bellen und Wellen ins Ohr: „Dö Lalli von der Zeitung wer'n halt nie g'scheidt!“ —

CLAUUS.

kleines Feuilleton.

— Leuchtendes Fleisch. Bereits seit geraumer Zeit kenn man die Thatsache, daß Fleisch unter gewissen Verhältnissen die merkwürdige Eigenschaft besitzt, im Dunkeln zu leuchten. In der Bitternatur sind eine ganze Anzahl derartiger Beobachtungen enthalten. Fabricius ab Aquapendente sah 1602 in Rom, daß der Rest eines geschlachteten rohen Lammes leuchtend wurde. Im Jahre 1780 zeigte bei einem Fleischer in Orleans der gesamte Fleischvorrat diese auffällige Erscheinung. E. von Brinke hat mitgeteilt, daß im Anfange der 50er Jahre in einem Wurstladen in Wien sämtliche Würste leuchteten. Ruelch beobachtete 1877 in Basel, daß Schweinefleisch, welches in einem Gewölbe in einer Schüssel aufbewahrt wurde, ein detartig helles grünliches Licht verbreitete, daß sich Personen beim Scheine desselben erkennen und von der Taschenuhr die Zeit richtig ablesen konnten. Von besonderem Interesse sind folgende jüngere Fälle, die in der Wochenschrift „Mutter Erde“ erwähnt werden. Zwei Frauen hatten sich je ein Pfund Schweine- und Rindfleisch gekauft und dasselbe in einer dämpfenden Kammer aufbewahrt. Bei Tageslicht betrachtet, stellten beide Fleischsorten eine „tadellose, schöne, unverdorbene, frische, vollkommen gesunde“ Ware vor; bei der Untersuchung in einem dunkeln Zimmer aber sah Gotteswinter, daß die in dem Schweinefleisch befindlichen Halswirbelsäule und deren Umgebung so hell leuchteten wie weißglühendes Eisen. Das Papier, auf welchem das Fleisch gelegen hatte, leuchtete noch zehn bis fünfzehn Minuten nach. Von einer an-

gesehenen Familie wurden aus dem ersten Wurfgeschäft in B. Rindfleischwürste gekauft, die aus reinem Rindfleisch nebst Pfeffer und Salz bestanden und in Rinddarm eingefüllt waren. Diese Würste wurden in einer Porzellanbüchse in einem nichtbenutzten Kochofen mit offener Thür aufbewahrt und zeigten nach vier Tagen eine starke Phosphoreszenz. Abends wurden dem städtischen Bezirks-Ärztlichen Priester zu B. von dem erschrockenen Besitzer diese Würste zur Untersuchung gebracht. Priester sah dieselben im dunklen Zimmer leuchten. Er bemerkte einzelne intensiv bläulichweiß leuchtende Perlen, ungefähr 20 bis 25 Stück im ganzen. Obwohl er die Würste mit einem Tuche trocken rieb, leuchteten sie dennoch, und zwar hierauf intensiver. Die Würste selbst waren noch ganz frisch, rochen wie frisches Fleisch und wurden auch später von dem Metzger, der sie bereitwilligst zurücknahm, ohne alle üblen Folgen verzehrt. Lange Zeit hindurch blieb die Ursache der Phosphoreszenz unentdeckt. Erst im Jahre 1877 gelang es Ruesch, auf leuchtendem Fleische Leuchtbakterien nachzuweisen. Auch Pflüger fand diese Bakterien, und zwar im Fischfleisch. Baucel und Guffon stellten 1879 fest, daß das Leuchten des Hummerfleischs ebenfalls auf die Ansiedelung von Bakterien zurückzuführen ist. Bekanntlich wird auch das Meerleuchten durch Leuchtbakterien hervorgerufen. Ludwig stellte fest, daß das Bacterium, welches das Leuchten des Schellfischfleischs bedingt, auch auf Rind-, Schweine- und Kalbfleisch übertragen werden kann. In dem von Ruesch mitgeteilten Falle ging die Infektion des Fleisches von einem morschen Kalben an der Decke des Speisekammergewölbes aus, welcher eine Herberge von Leuchtbakterien war. Mit dem Eintritt der Fäulnis verschwindet die Phosphoreszenz. Zur Befestigung der letzteren genügt die Behandlung der infizierten Fleischstücke und Nahrungsmittel mit Essig- oder Salicylsäure. Leuchtendes Fleisch birgt für den Menschen keinerlei Gefahren in sich; da es aber vom normalen Zustande abweicht (das Leuchten ist eine Eigenschaft, welche dem normalen Fleische nicht innewohnt), so ist es als ein im Sinne des Nahrungsmittelgesetzes verdorbenes, d. h. minderwertiges Nahrungsmittel zu bezeichnen. —

— **Spiralige Nebelflecke.** Zur Lehre von den Nebelflecken veröffentlicht James J. Keeler, der bekannte Astronom vom Lid Observatorium, eine beachtenswerte Studie, der die „Königliche Volksztg.“ folgendes entnimmt: Die Spiralnebel wurden bisher als Seltenheiten angesehen, als Erscheinungen, die der Beobachter mit ganz besonderer Aufmerksamkeit verfolgte und in seinen Listen mit Ausruhmungszeichen versah. Als Keeler etwa vor einem Jahre die photographischen Arbeiten mit dem dreifüßigen Crochley-Spiegel-Fernrohr begann, unterzog er alle Nebel, in denen der Carl von Rosse ein spiralisches Gefüge entdeckte oder vermutet hatte, einer Nachprüfung. Die Angaben des berühmten Beobachters wurden fast immer bestätigt, aber die Spiralform wurde auch noch bei so vielen anderen Nebeln nachgewiesen, daß es natürlich erschien, sie mit Rosse zur Aufstellung einer eigenen Klasse zu benutzen. Ja, im weiteren Verlaufe zeigte sich, daß Regel und Ausnahme zu vertauschen waren; ein kleiner kompakter Fleck ohne Bindungen war jetzt ein viel merkwürdigeres Objekt als ein Spiralnebel, weil eben die mächtigeren optischen Mittel die Bindungen in vielen Flecken zeigten, wo man sie sonst nicht geahnt hatte. Bei allen mit dem Fernrohr beobachteten oder auch photographierten Himmelskörpern hat man wohl zu beachten, daß, was als flächighaft sich zeigt, in Wahrheit ein räumliches Gebilde ist. Als Typus eines Spiralnebels an sich darf man eine ziemlich flache runde Scheibe ansehen, in der vom Centrum nach dem Umfange bogen- oder S-förmige Bindungen ausgehen. Indem aber diese Scheiben verschiedene Lagen zur Gesichtslinie haben kann, also zur Verbindungslinie des weit entfernten Nebels mit der Erde oder Sonne, entstehen mannigfaltige Abänderungen. Bekannte Beispiele dafür, daß die Gesichtslinie auf der Hauptebene des Nebels ganz oder nahezu senkrecht steht, daß wir also die Bindungen vollkommen übersehen können, liefern die von Messier mit den Nummern 57, 101 und 74 bezeichneten Nebel in den Sternbildern der Jagdhunde, des Großen Wären und der Fische; ein gut ausgeprägtes Beispiel für lichtschwächere Gebilde dieser Art findet man im Cepheus. Der große Andromedanebel mit seiner schon dem freien Auge erkennbaren elliptischen Gestalt giebt bei Anwendung stärkerer optischer Mittel die Bindungen zu erkennen; die Gesichtslinie steht hier schief zur Hauptebene, daher auch der scheinbar längliche Umriss. Nach Keeler lehrt diese Form unter den schwächeren Nebeln immer und immer wieder. Alle lang zugespitzten oder spindelförmigen Nebel nach der Einteilung von Herschel rechnet der amerikanische Gelehrte zu dieser Klasse. Bei starker Excentricität, wenn also die Gesichtslinie fast in die Hauptebene fällt und der Nebel, gleich den Saturnsringen in ähnlicher Stellung, als dünner Strich erscheint, würden freilich die Bindungen unauffindbar. Gar nicht selten fand Keeler Spiralnebel mit nur zwei Bindungen, die, einander entgegengesetzt, zusammen ein S bildeten. Eines der größten Gebilde dieser Art steht im Pegasus. In manchen Fällen sei allerdings ein verwidelteres Gefüge angedeutet, das erst mit stärkeren Mitteln enträtselt werden könne. Die weit ausgedehnten verschwommenen Nebelflecke, wie das berühmte Objekt im Orion, ferner der Trifidnebel im Schützen und die über das Milchstraßen-Gebiet verstreuten nebeligen Wolken sind nicht untersucht worden. Sie scheinen nach Keeler wenig zur Spiralbildung zu neigen — was bezüglich des Orionnebels vielleicht nicht zutrifft. Das Entstehen von Bindungen sei an den Bestand eines starken Verdichtungscentrums geknüpft. Es giebt kompakte freistehende Nebel ohne Bindungen. Der Ringnebel in der Leyer, eines der schönsten Gebilde dieser Art und schon mit ver-

hältnismäßig geringen optischen Mitteln sichtbar, ist ein gutes Beispiel dafür, ferner der bekannte Dumbbellnebel im Sternbilde des Fisches und eine größere Zahl von anderen, die Keeler auf den Crochleyplatten entdeckt hat. Bei dem Nebel H I 192 im Cepheus sind die von Herschel beschriebenen stäbelförmigen sturven zu Schlingen zu vervollständigen. Der Nebel H II 210 im Pegasus besteht aus zwei spindelförmigen Massen, die durch eine ganz gerade Furche getrennt werden. Auch dieser Fall kommt recht oft vor. Es gebe auch Nebel, bei denen man nach der äußeren Ähnlichkeit mit andern das spiralförmige Gefüge vermuten müsse, sich aber enttäuscht finde. So erscheine der Begleiter M 32 des großen Andromeda-Nebels als eine runde kometaähnliche Masse, in der Mitte hell glänzend und nach dem Umfange allmählich schwächer werdend. Ähnlich verhält sich ein Nebel in den Fischen. Indessen ist Keeler geneigt, auch solche Gebilde in Wahrheit als Spiralnebel aufzufassen. Der Nebel H II 207 erscheine auf einer Photographie von mäßiger Schärfe in der angegebenen kometenhaften Form, umgeben von einem schwachen Ringe, dessen Durchmesser 50 Winkelsekunden beträgt; bessere Bilder jedoch, wie sie in den klarsten Nächten zu Stande kommen, zeigten ein feines spiralförmiges Gefüge mit äußerst engen Bindungen. Das mehrerbühnte Gefüge scheint also allgemein in der Natur der rätselhaften Gebilde begründet zu sein. In der That muß eine weit ausgedehnte Nebelmasse es annehmen, wenn sie gleichzeitig sich zusammenzieht und um eine Achse dreht. Das erste ist das Ergebnis der allgemeinen Anziehung, und das zweite hat ebenfalls mechanische Gründe, die weiter auch das Zustandekommen der Scheibenform begünstigen. In der That hat man sogar versucht, auch das Weltsystem, dem das kleine Reich unserer Sonne angehört, als einen Spiralnebel zu deuten oder eigentlich als einen großen Sternhaufen, der aus einem solchen entstanden ist. Die Scheibenform ergibt sich schon aus dem Milchstraßen-Phänomen; die letzten übrig gebliebenen Nebelflecken sind vielleicht die vorhin erwähnten weit durch das Milchstraßen-Gebiet verstreuten nebeligen Wolken. Jedenfalls aber läßt sich aus der schönen Milchstraßen-Gabelung, die bei uns vorzüglich in den Spätsommer-Nächten sichtbar ist, deren herrlichster Schmuck sie bildet, und ferner aus dem Bestehen kleiner und größerer Lichtknoten und Lichtstreifen sowie bestimmter schwarzer Lücken, die man wohl Kohlenfäden genannt hat, auf ein großes Bindungssystem mit einiger Sicherheit schließen. Easton in Rotterdam hat v. B. eine solche Theorie ausgearbeitet. Auf Grund der bis jetzt vorliegenden Nebelverzeichnisse kann man sich über die wahre Zahl der Spiralnebel keine richtige Vorstellung bilden. Nur wenige von den Crochleyplatten zeigten gar keine Nebel, die meisten eine kleinere oder größere Zahl, und zwar bis zu sechzehn. Zahlreiche von diesen Nebelflecken verrieten die Spiralform, und dabei ist, aus dem mehrerwähnten Grunde, immer zu bedenken, daß die Nichterkennbarkeit dieser Form ihr Bestehen an sich nicht ausschließt. Einmal fand Keeler auf einer Platte sieben Nebel, von denen fünf mit Sicherheit als spiralig erkannt wurden; die beiden letzten ließen Zweifel übrig. Es ist also die Zahl der Nebelflecken überhaupt, und besonders der Spiralnebel, wahrlich erstaunlich. Die scheinbare Himmelskugel hat über 41 000 Quadratgrade; d. h. wenn man sich lauter sehr schmale vierseitige Pyramiden konstruiert denkt, die unbegrenzt in den Raum hinausgehen, während ihre gemeinsame Spitze das Auge des Beobachters ist und zwei Nachbaranten an der Spitze den Winkel von einem Grade bilden, dann sind etwa 41 000 solcher Pyramiden nötig, um den ganzen Raum zu erfüllen. Eine Platte im Crochley-Fernrohr nimmt etwa einen Quadratgrad auf. Nimmt jede Platte nur drei neue Nebel auf, so kommen mehr als 120 000 für den ganzen Himmel heraus! Allerdings hat man auf dem Lid Observatorium nicht ohne Auswahl auf einzelne Himmelsgebiete eingestellt, sondern auf solche, wo schon Nebel bekannt waren; bei dem Auftreten größerer Gruppen war also zu erwarten, daß man viele neue Nebel fand. Andererseits bleibt nach Keeler die Zahl von drei Nebeln für eine Platte weit unter dem Durchschnitt. Im ganzen sei also die Zahl 120 000 kaum zu hoch gegriffen. Zum Vergleich führen wir an, daß die Zahl der Sterne, welche die allerschärfsten Augen ohne Fernrohr am ganzen Himmel (also in beiden Hemisphären) auffinden können, noch nicht 7000 beträgt. —

Musik.

Die ewig neu bleibende alte Geschichte von Königs Erdenwallen ist nicht bald durch einen Fall so anschaulich illustriert worden wie durch den Ernst Dieslers. Dieser Komponist rang für seine Kunst und für seine und der Seinen Existenz, bis ein Brustleiden seine Tätigkeit hemmte. Eine Pilsaktion konnte nicht mehr wesentlich eingreifen: Der Unglückliche erlag seinen Leiden und hinterläßt eine schuldbedürftige Familie. Nun widmete der „Verein zur Förderung der Kunst“ seine 6. Veranstaltung am vergangenen Freitag der Unterstützung von Dieslers Hinterbliebenen. In der Mitte des Programms dieses „Lieder-Neuheitenabends“ standen vier Stücke des Verstorbenen selber, zu Texten älterer und neuerer Lyriker. Sie waren wohl auch das Beste des Abends; der Ernst und die reiche und doch nicht gequälte Harmonik dieser Lieder ließen in eine phantastischevolle Innenwelt blicken. Außer ihnen standen noch über 20 andere Lieder auf dem Programm, anscheinend zumeist von Komponisten, die ebenfalls irgend eine Verkennungs- oder sonstige Tragik auf sich haben. Der verhältnismäßig bekannteste von ihnen ist Anton Beer aus München; seine Lieder, worunter zwei nach Texten von Schad, zeigten gegenüber denen Dieslers einen beträchtlich konservativeren, doch sympathischen Komponisten. Wenn wir dann noch die Lieder von Frig Wolfgang nehmen, so bleibt nichts

mehr übrig, was des Rennens wert ist, abgerechnet die zwei letzten Gruppen des Programms, zu denen unsere Kraft des Hörens nicht mehr reicht. Denn jener Verein hatte wieder einmal alle seine Söhne losgelassen: zu der Zahl von acht Komponisten kam noch eine Fünffzahl von Sangesmännern (— 1 stichtigen, 1 feinerweichenden und 3 so la la), die derart durcheinander gewürfelt waren, daß von der Aufmerksamkeit des Hörers ein gut Stück darauf verbracht wurde — die üblichen Programmänderungen kamen noch obendrein. Schade um diese ewigen Uebelstände des Vereins!

Ganz anders das zweite Konzert des Philharmonischen Chores unter Siegfried Dohs am Montag. Wie klappete da alles — ausgenommen die als neu ausgegrabene herrliche Cantate Dohs „O Ewigkeit, du Donnerwort“, in der ein Solotenor von wegen ungezogener Kopfstimme (einer Art Gegenstück zu dem landläufigen Mährer des Smaustreibens der Mittel- oder Bruststimme) Malheur spielte. Und nur die eigentliche Revütät des Abends: Wilhelm Bergers „Euphorion“ (aus Goethes „Faust“ II), für Soli, Chor und Orchester. Um irgend etwas wie brustkränke Tragik handelte es sich hier nur einmal gar nicht. Sondern um eine „wirklich recht hübsche“ Musik, die manche Jahre überdauern und zu den dankbarsten Aufgaben für Vereine vornehmerer Art zu rechnen sein wird, die recht sangbar, recht reich an Orchesterwirkungen ist, die auch einen recht weiten Ländler und im Chorpakt manche interessante Charakteristik enthält, die ferner ihren Vorrat an erzwungenem Pathos recht geschickt anzubringen und ihn dort, wo er gefährlich werden könnte, zurückzuhalten weiß, und die endlich den Kapellmeistern das Vierteilen der Luft so bequem wie möglich macht. Die große lokale Bedeutung des Komponisten und das Wertvolle in seinem Werk fanden Anerkennung in einem „wirklich recht hübschen“ Beifall, dessen Hauptpendler sich redliche Mühe gegeben haben. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Das Leberblümchen ist eine unserer reizendsten Frühlingsblumen. Sie gehört zu den ersten Boten des Lenzes, da sie ihre anmutige Blüte schon im März entfaltet. Man hat davon einfache und gefüllte Spielarten, weiß, blau oder rot von Farbe, doch giebt es auch Zwischenfärbungen. Das Leberblümchen läßt sich zu allerliebsten Einfassungen der Beete, Wege und auch zu Gruppen und Figuren auf Rasen verwenden, und wenn die Blume verblüht ist, so sind es noch immer die schönen, an Epheu erinnernden Blätter, welche der Pflanze auch zur übrigen Jahreszeit ein schönes Aussehen verleihen; nur dürfen die Pflanzen nicht an Stellen gepflanzt werden, wo sie zur heißen Tageszeit fortwährend der Sonne ausgesetzt sind, indem die Blätter sonst von der Hitze leiden und von ihrer Farbe einbüßen. Am besten gedeiht diese Pflanze in schattigen und halbschattigen Lagen und blüht in solchen auch schöner und länger. Im übrigen wächst sie in jeder Bodenart und ist vollständig winterhart. Bei neuen Umpflanzungen empfiehlt es sich, die Pflanzen im ersten Winter nach der Pflanzung mit turgen Dünger, Laub oder dergleichen zu decken, nicht des Erfrierens halber, sondern um zu vermeiden, daß der Frost die Pflanzen aus der Erde hebt. Im kommenden Winter ist dann diese Vorsichtsmaßregel nicht mehr notwendig. Die Pflanzung kann sowohl im Frühling wie auch im Herbst geschehen, doch ist die Herbstpflanzung immerhin vorzuziehen, da letztere im folgenden Frühjahr schöne Blumen liefert. Das Leberblümchen kann viele Jahre lang unverpflanzt stehen bleiben und wird je älter, desto schöner, so daß manche Pflanze hunderte von Blumen zu gleicher Zeit bringt und somit einem flachen Blumenstrauß gleicht. Eine Einfassung solcher Pflanzen gewährt dann einen allerliebsten Anblick. Da das Leberblümchen den Schatten liebt, so kann es auch zu Einfassungen von Sträucherpartien und schattig gelegenen Gängen, wo andere Einfassungsb Blumen, wie Lobellen zc. weniger gedeihen, benutzt werden. („Gans, Hof, Garten“.)

Technisches.

— Ein großartiges Wasserbauwerk. Am 2. Januar ist der neue Chicagoer Abzugskanal, ein gewaltiges und eigenartiges Wasserbauwerk, dessen Herstellung sieben Jahre dauerte und 33 Mill. Dollar kostete, eröffnet worden. Der Kanal, welcher mit Benutzung des sich in den Michigansee ergießenden Chicagoflusses, des Desplaines und des Illinoisflusses eine Verbindung mit dem Mississippi herstellt, ist von vornherein so angelegt, daß er später in einen Schiffsfahrtskanal zwischen den großen Südwasserseen und dem Golf von Mexiko umgewandelt werden kann. Der Chicagofluß, in den sich die Abwässer Chicagos entleeren, fließt jetzt rückwärts. Sein Niveau und ebenso das der anderen Verbindungskanäle mit dem Mississippi liegt jetzt tiefer als der Michigansee, aus dem 300 000 Kubikfuß Wasser in jeder Minute in den Kanal fließen sollen. Die Durchstichung des Dammes, der das Wasser des Sees zurückhält, erfolgte mit großer Vorsicht. Das plötzliche Entfesseln eines Wasserstrahles von einer so ungeheuren Stärke wäre ein großartiges Schauspiel gewesen, auf welches man aber angesichts der Gefahren für die Weiden und Schilfen verzichten mußte. Man ließ erst einen Strom von 30 000 Kubikfuß in der Minute hinein, den man im Laufe der nächsten 24 Stunden feine volle, zehnmal so große Stärke allmählich annehmen ließ. Chicago wird durch den Kanal alle seine Abwässer, die bisher die Stadt verpesteten und durch den Chicagofluß in den

Michigansee, aus dem die Stadt ihr Trinkwasser erhält, strömen, ganz und gar los. Den gleichen Vorteil genießen alle an dem Kanalstystem liegenden Städte und Ortschaften. Die Behauptung, daß der Mississippi, in den der Kanal schließlich ausläuft, verseucht werden würde, wie das besonders in St. Louis, welches sein Trinkwasser aus dem Mississippi bezieht, befürchtet wird, ist längst widerlegt worden. Die aus dem Michigansee fließenden großen Massen reinen Wassers erzeugen einen starken Strom, welcher die Abwässer im Kanal neutralisieren wird. Man nimmt sogar an, daß das Wasser des Mississippi dadurch beträchtlich besser werden wird, als es jetzt als Trinkwasser ist. —

Humoristisches.

— Der Stammhalter. „Na un wenn nu Dein Oller nich mehr Minister is, wat wird 'n dem mit Dir?“
 „Nur man nich ängstlich, — ich habe ja noch drei Schwestern und die haben alle was Tüchtiges gelernt.“
 — Mißverständnis. Antscher zur Dame, die ihre Tasche nicht findet: „Wenn die Gnädige fertig ist sich zu jucken, bestäme ich eine Mark.“
 — Aus der Schule. Lehrer (zum Schüler): „Deklamiere mir aus dem Lied von der Glocke die Stelle, wo von der Hausfrau die Rede ist!“
 Der kleine Paul: „Wehe, wenn sie losgelassen!“ —

Notizen.

— Max Samst soll die Leitung des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters schon mit Beginn der nächsten Theatersaison niederlegen und Direktor Julius Frische alsdann das Theater wieder übernehmen. —
 — Das Hofen-Theater unter Leitung Heinos unternimmt in diesem Jahre wieder eine Tournee durch die großen deutschen Städte. Dabei wird Hofens neues Stück „Wenn wir Toten erwachen“ zuerst in Deutschland zur Aufführung gelangen. —
 — Zur Feier des achtzigsten Geburtstages Hermann v. Lingg's am 22. Januar wird im Münchener Hoftheater das Drama „Korsar und Doge“ zur Aufführung gebracht. —
 — Ein neues Porträt Windelmanns, das von dem Bruder des bekannten Abenteurers Casanova herrührt, wird in der „Zeitschrift für bildende Kunst“ veröffentlicht. —
 — In einer der wieder aufgefundenen Operetten Millöders fand sich die erste Niederschrift der Melodie zu „Ach ich hab' sie ja nur...“ mit einem älteren Text. Danach handelt es sich wie Wiener Blätter mitteilen, um eine einaktige Operette „Der Dieb“, die in Pest durchgefallen ist. —
 — Die neue Oper von Mascagni „Masken“ wird am 15. März in Rom ihre Premiere erleben. —
 c. Ein Denkmal für Giacomo Leopardi wird in Neapel errichtet werden. —
 — Adolf Bastian, der verdiente Ethnologe, ist jetzt erst, im 74. Lebensjahre ordentlicher Professor an der Berliner Universität geworden. —
 — Der Dresdner Technischen Hochschule wurde das Recht der Promotion zum Dr. Ing. gegeben. —
 — Zu Ehrenmitaliedern der Deutschen Chemischen Gesellschaft sind durch einstimmigen Beschluß der Generalversammlung Lord Rayleigh in Wicham (Essex), W. Ramsay in London, W. Hittorf in Münster und G. Moissan in Paris ernannt worden. —
 — Für die Nobelstiftung, deren Preise nach einer neueren Bestimmung nicht nur Arbeiten des zunächst vorhergehenden Jahres, sondern auch ganz hervorragenden Arbeiten früherer Jahre zuerkannt werden können, sind nach der „Fels. Blg.“ unter anderen Röntgen, Marconi, Nordenstjöld (für wissenschaftliche Entdeckungen), Henry Dunant (Nobels Kreuz) und Frederik Wajer (Friedensverein) in Vorschlag gebracht worden. —
 t. Der erste Band der wissenschaftlichen Resultate der Hansen-Expedition soll noch in diesem Monat unter dem Titel „Norwegische Nordpol-Expedition 1893/96 in einem großen Londoner Verlage erscheinen. Das ganze Werk ist auf fünf bis sechs Quartbände berechnet, die im Laufe von zwei Jahren fertiggestellt werden sollen. —
 t. In einem Goldsande der Kolonie Victoria wurde ein Goldklumpen von nicht weniger als 106 1/2 Unzen (rund 5 Kilogramm) gefunden. Der Klumpen war sehr glatt und vom Wasser gerundet. —
 — Die Oestreichische Waffenfabriks-Gesellschaft in Steyr beschäftigt gegenwärtig 250 Arbeiter mit der Herstellung der Schussmaschine „Monoline“. —
 — Unter den Städten und Städten Obercausens hat Staffelsein allein jegliche Feier der Jahrhundertwende unterlassen. Man erzählt sich nun, daß der Rat von Staffelsein dies zu Ehren seines berühmten Landesmannes Adam Riese gethan, um zu beweisen, daß man in der Stadt des Riese allein noch richtig bis 100 habe zählen können. —